

VERSUNKENE FIGUREN

*Text zur Ausstellung Wolfgang Lugmair – Malerei: „Nicht um die ganze Welt.“
Vernissage 16.11.2014, Edenkoben*

Von Ingeborg Horn

Verehrte Anwesende!

Wie Sie wissen habe ich das Glück, seit 3 Monaten in diesen Räumen leben und arbeiten zu dürfen. Wolfgang Lugmair und seinen Bildern bin ich hier zum ersten Mal begegnet. Diese Begegnung war von Anfang an ein nicht nur besonders schöner, sondern auch produktiver Bestandteil meines Aufenthalts. Sie hat Fragen neu aufgeworfen, die mich schon länger beschäftigen, und führte zu einer Vertiefung dieser Fragen durch Anschauung.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit jetzt nicht lange beanspruchen, damit sie möglichst ungeschmälert Wolfgangs Bildern zugute kommt, und darum von dem, was mich bewegt beim Betrachten seiner Bilder, nur einen Aspekt herausgreifen, der mir von der eigenen Arbeit her ein besonders vertrauter ist: Ich möchte etwas sagen zu den Figuren, die in Wolfgangs Bildern vorkommen, genauer gesagt, zu den menschlichen Figuren.

Bilder ohne menschliche Figuren sind bei Wolfgang die Ausnahme; er ist ein Maler, der sich für Menschen augenfällig stark interessiert. Trotzdem sind seine Bildwelten, das ist ebenso augenfällig, alles andere als anthropozentrisch. Seine Bilder, auch die kleinsten, bergen kosmische Dimensionen, und in diesem Kosmos sind menschliche Figuren, ob als einzelne oder als Gruppe, durchwegs Randerscheinungen. Weltraum und Bildraum entsprechen einander in dieser nicht unwichtigen Hinsicht – insofern ist Wolfgang ein realistischer Maler.

Wolfgangs menschliche Figuren, soweit ich sie aus seinen Werken kenne (ich habe 65 Bilder gesehen, die Hälfte davon im Original, die übrigen als Fotografien) – seine menschlichen Figuren also wirken in ihrer Eigenart erstaunlich unverwechselbar. Weder kann ich seine Figuren mit denen anderer Maler verwechseln, noch seine Figuren untereinander. Müsste ich ihre Eigenart mit einem einzigen Wort benennen, würde ich sagen: Was diese Figuren, eine wie die andere, gemeinsam haben, was sie miteinander verbindet und zugleich voneinander trennt, voneinander unterscheidet, ist ihre Versunkenheit.

Ich versuche, näher zu beschreiben, was ich damit meine. Wodurch Wolfgangs Bilder sich auszeichnen, ist Stille. Sie machen überhaupt keinen Lärm. Sie drängen sich nicht auf, insistieren nicht, machen nicht auf sich aufmerksam, halten sich auch nicht betont zurück – sie sind einfach da. Die ruhige Stimmung, die in ihnen herrscht und von ihnen ausgeht, wirkt so fraglos selbstverständlich, dass sie auch bei längerem Betrachten nicht ins Gegenteil umschlägt oder Ungeduld auslöst. Sie erlaubt es, sich in sie zu versenken und mit ihr im Stillen vertraut, sogar in ihr heimisch zu werden. In dieser Stille versunken sind auch die Figuren.

Wo sind wir, wenn wir versunken sind? – Um den entsprechenden Ort zu finden, brauchen wir nicht um die Welt zu reisen, wie es der Ausstellungstitel sagt; an Ort und

Stelle zu bleiben genügt. Versinken kann man fast überall, wenn man die dafür nötige Zeit hat. Man braucht Zeit, um versinken zu können, freie Zeit, genauer gesagt. Daran scheint es Wolfgangs Figuren nicht zu mangeln. Sie haben Zeit, viel Zeit offenbar, gehen spazieren, betrachten den Himmel, liegen rauchend auf dem Rücken oder entspannt um ein Feuer herum, blicken nachdenklich ins Leere, sitzen beschaulich am Strand und angeln oder gehen einer anderen ruhigen Freizeitbeschäftigung nach. Zeigt ein Bild ausnahmsweise jemanden an seinem Arbeitsplatz, stockt die Arbeit gerade, etwa, weil seit langem kein Kunde den Laden betreten hat und die Verkäuferin geistesabwesend zwischen ihren Waren versinkt, optisch fast mit ihnen eins wird, sich zugleich in sich zurückzieht und so aus dem Bild verschwindet.

Mit einem großen Reichtum an Zeit sind Wolfgangs Figuren demnach ausgestattet – und mit sonst nichts anderem, außer der Kleidung, die sie am Leib tragen. Sie haben praktisch nichts in der Hand (höchstens, als große Ausnahme, einmal eine Angelschnur oder ein Mobiltelefon). Fast durchwegs befinden sie sich irgendwo unter freiem Himmel – ob und wo sie ein Obdach haben, entzieht sich unsrer Kenntnis. Sie kommunizieren miteinander entweder gar nicht oder nur in sehr vagen Andeutungen. Auch keine Art von Konkurrenzkampf spielt sich zwischen ihnen ab. Ihr Gehen und Flanieren ist kein soziales Schaulaufen, ihr Sitzen, Liegen und Stehen ist kein Sich-zur-Schau-Stellen. Keine Figur will vor anderen auffallen, keine streicht sich selbst heraus und stellt andere in den Schatten, wirft sich selbst in Positur, um auf Kosten anderer eine gute Figur zu machen. Man sieht weder über- noch untergeordnete, weder musterhafte noch unangepasste, weder Außenseiter- noch Heldenfiguren, weder Haupt- noch Nebendarsteller, mit einem Wort: keine Hierarchien. Jede Figur ist gleich an Würde, keine kämpft um Selbstbehauptung oder gar um Dominanz. Viele sind sehr zart und schmal, beinahe nur ein „Strich in der Landschaft“. In ihrer Freiheit von Ballast, von Statussymbolen und Zielvorstellungen wirken die Figuren verletzlich, schutzlos, abgründig bezugslos – jede für sich abgesondert in dem großen gemeinsamen Bildraum, von ihrer Einzigkeit umflossen, als trüge sie ihren eigenen Raum wie einen Kokon um sich herum.

Dies hat zur Folge, dass die Figuren, obwohl vom Maler eher flächig, silhouettenhaft angelegt, als Individuen plastisch wirken. Die Eigenständigkeit jeder einzelnen erinnert fast an Holzfiguren, deren Gestaltung vom Künstler erfordert, dass er dem Werkstoff Respekt entgegenbringt, dass er bewusst mit seiner Wuchsform, Faserverläufen usf. in eine Art von Dialog tritt und nicht einfach tut, was er will. Ich stelle mir vor, dass Wolfgangs Figuren in ihrer Schutz- und Wehrlosigkeit auch darum so ruhig und gelassen wirken, weil sie, was diesen Respekt betrifft, bei ihm in guten Händen sind. (Sein erstes künstlerisches Praktikum hat Wolfgang übrigens wirklich bei einem Holzbildhauer absolviert.)

Vermutlich kennen manche von Ihnen Ernst Barlachs Figurengruppe „Fries der Lauschenden“. An die Selbständigkeit jeder einzelnen dieser neun Eichenholzfiguren, verbunden mit der Versunkenheit jeder einzelnen in Musik, erinnern mich Wolfgangs Bilder. – Damit bin ich wieder bei der Frage: Wo sind wir, wenn wir versunken sind?

In Musik können wir versinken, im Betrachten, in Gedanken, in tiefer Traurigkeit oder in Glück (auch Glück kann tief sein), in einer Arbeit, die wir gern tun, in Erinnerungen, in Träumen, im Schlaf oder in einer Ohnmacht. Doch worin auch immer: Wenn ich wirklich versunken bin, bin ich zum einen ganz bei mir. Andererseits: wo ich ganz bei mir bin, mehr bei mir selbst und mehr ich selbst als sonst je im Leben, bin ich allem um mich herum ebenfalls so nah verbunden wie in keiner anderen Lebenssituation. Und es wäre

vielleicht am schönsten, so versunken bleiben zu können (sich nie mehr der Gefahr auszusetzen, in der Selbst- und Weltentfremdung diese Nähe zu sich selbst und anderen wiederum entbehren zu müssen), wenn nicht eins noch schöner wäre: aufzuwachen, aufzutauchen aus seiner Versunkenheit, gleichwohl bei sich selbst zu bleiben und die Verbundenheit zur Mitwelt, die dadurch ermöglicht wird, dieser mitteilen zu können.

Einen Schritt in dieser Richtung gehen für mich Wolfgangs Bilder. Sorgsam, behutsam, unter Vermeidung jeder großen malerischen Geste, werden die versunkenen, von der Bildfläche insofern gerade verschwundenen menschlichen Gestalten in den Bildraum hereingeholt. Dieser wird für sie zum Schutzraum, Übergangsraum für einen Prozess des Wachsens, Reifens, zur-Besinnung-Kommens. Der Maler lässt sie dabei in Ruhe: stellt sie frei von Aufgaben, die Figuren in Bildern sonst zukommen, sei es auch nur, als Staffage zu dienen, um die Landschaft zu beleben. Im Bildraum befinden sie sich einzig um ihrer selbst willen. Die Komposition der Bilder ist in sich so ausbalanciert, dass es möglich ist, von der Figürlichkeit der Figuren abzusehen, sie als abstrakte Strukturen zu betrachten. So wenig sind sie Mittel zum Zweck, so sehr gehören sie nur sich selbst.

„Gefrorene Momente“ nannte Wolfgang seine Bilder während eines Gesprächs. Wenn ich seine Figuren sehe, denke ich oft an das Märchen, in dem eine ganze Hofgesellschaft von einem Augenblick auf den nächsten in einen tiefen Schlaf fällt. Dieser hundertjährige Schlaf, Folge des Fluchs einer bösen Fee, ist allerdings von anderer Art als der schlafwandelnde Schwebezustand, in dem Wolfgangs versunkene Figuren kraft der Magie seiner Bilder leben. Wenn hier von Schlaf die Rede sein kann, dann vielleicht von einer Art Heilschlaf, in dem sie für geraume Zeit zu sich selbst und zur Welt kommen können, und als Folge davon: zur Ruhe. Für sie gilt nicht, was Virginia Woolf im Sinne einer Zeit- und Gesellschaftsdiagnose vor Jahrzehnten so ausdrückte: Die Menschen seien einander zu nah und zugleich nicht nah genug – darum seien sie unruhig. Befreiung schenken von dieser Art Unruhe, wenigstens für einige Momente, Ruhe geben auf diese Art – das kann keine böse Fee, wohl aber ein guter Maler.

Während der letzten Monate habe ich Wolfgang nicht nur als Maler, sondern auch als Person kennengelernt. In dieser Hinsicht kann ich von ihm ebenfalls nur Gutes berichten – aber das erspare ich ihm, denn das klänge wie ein Nachruf, und Wolfgang ist ja noch jung. Vielleicht nur eins, wovon ich nicht weiß, ob es Wolfgang selbst zu danken ist oder den Edenkobener Verhältnissen: Wolfgang ist ein Mensch, der fröhlich ist bei seiner Arbeit. Seine Fröhlichkeit bei der Arbeit ist etwas, was auch die Bilder ausstrahlen, trotz der Tatsache, dass sie Ernstes, Existenzielles nicht nur berühren, sondern darin ausharren, unerschrocken wie wenige.

Und nun bitte ich Sie einfach, möglichst alles zu vergessen, was ich gesagt und nicht gesagt habe, und in Ruhe die Bilder zu betrachten, die Wolfgang in den vergangenen drei Monaten geschaffen hat – Bilder seiner Edenkobener Periode also – Bilder, die nicht nur sehr gut sind, sondern noch besser, als Sie jetzt denken, und auch besser, als ich jetzt denke, da das Wahrnehmungsvermögen für ihre hohe Qualität bei jeder Begegnung mit ihnen zunimmt.

Denn diese Bilder haben etwas sehr viel Besseres im Sinn, als die Aufmerksamkeit zu fesseln: Sie befreien sie.

Ich danke Ihnen.